

PETRA NACKE | ELMAR TANNERT

DER MITTAGSMÖRDER

ROMAN

PETRA NACKE
ELMAR TANNERT

DER MITTAGSMÖRDER

ROMAN

ars vivendi

Originalausgabe

1. Auflage Mai 2012

© 2012 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Lektorat: Dr. Felicitas Igel

Satz: ars vivendi

Umschlaggestaltung: Philipp Starke, Hamburg

Umschlagfoto: Wessel Wessels © plainpicture/Arcangel

Druck: fgb, Freiburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-109-2

Merkt euch: Einen Stand hat immer nur der Jäger, niemals das Wild.
Stanislaw Jerzy Lec

I

Sehr geehrter Herr Hirschmann, ich würde Ihnen im Rahmen meiner Diplomarbeit gerne ein paar Fragen zum Themenkomplex Mittagsmörder stellen ... und so weiter und so fort ... mit freundlichen Grüßen, Corinna Metzner.

»Themenkomplex Mittagsmörder« – wie sich das schon anhört. Aber genau so denken diese Psychologen. Als würde die ganze Welt nur aus Komplexen bestehen. Vielleicht tut sie es mittlerweile auch. Die Welt ist verrückt geworden, ist doch wahr. Wer nicht mindestens einmal in seinem Leben bei so einem Kopfklemmner gewesen ist, gilt heutzutage als nicht ganz normal, und wer keine Urschreitherapie oder irgendeinen anderen Kokolores gemacht hat, ist rückständig. Heute nennt man lebhaftige Kinder hyperaktiv und stopft sie mit Tabletten voll, wer sich mal ordentlich mit dem Hammer auf die Hand haut, lässt sich anschließend wegen eines Hammertraumas krankschreiben und psychologisch behandeln, und jeder Zweite bekommt einen Breakdown oder ein Burnout oder sonst einen amerikanischen Quatsch, wenn er mal ein paar Überstunden mehr machen muss.

Wir haben auch gearbeitet – und wie wir gearbeitet haben! Den Damen und Herren bei ver.di würden die Ohren klingeln, wenn sie sich mal anhören würden, was ich ihnen über die Dienst- und Urlaubszeiten von Journalisten in den Sechzigerjahren erzählen könnte. Aber das ist jetzt nicht das Thema. Jetzt geht es ja erst einmal um »jugendliche Serienmörder und Amokläufer« und um den »Mittagsmörder«. Den hat sie wahrscheinlich im Internet gefunden, da findet man ja alles Mögliche. Warum suchen sich diese jungen Frauen eigentlich immer solche Themen aus? Mord und Totschlag und Blut und kranke Köpfe. Als ob es keine anderen Dinge gäbe, mit denen sich so ein junges Ding beschäftigen kann!

Christine war da ganz anders. Die hat es nie gern hören wollen, wenn ich ihr von Verbrechen oder Gewalttaten erzählt hab, und davon gab es damals wirklich mehr als genug. Sie hat dann meistens nur gesagt: »Peter, *unser Fall* reicht mir für den Rest des Lebens!«

»Unser Fall«! Deshalb hat sie sich von dem Ordner auch nie trennen wollen. Für Christine ist der Mittagsmörder immer »unser Fall« gewesen, weil wir uns genau an dem Tag zum ersten Mal begegnet waren, an dem sie ihn gefasst haben. Am 1. Juni 1965. Ich hab mich oft gefragt, ob ich ihr auch begegnet wäre, wenn es an diesem Tag nicht geregnet hätte. Wenn niemand einen Regenschirm dabeigeht hätte. Wenn er sich noch weiter den Weg freigeschossen hätte. Mit einem Regenschirm haben sie ihn niedergeschlagen, mitten auf der Breiten Gasse, nachdem er im Brenninkmeyer den Hausmeister erschossen und anschließend wahllos durch die Gegend geballert hatte. Zwei Kunden sind dabei getroffen worden. Genauso gut hätte Christine in der Schusslinie stehen können.

Man soll sich nicht solche Gedanken machen. Man soll überhaupt nicht in der Vergangenheit wühlen. Was geschehen ist, ist geschehen, aus und vorbei. Im Guten wie im Schlechten. Warum hab ich mich bloß breitschlagen lassen? Warum hab ich dieser Psychotante nicht einfach gesagt, dass ich keinen Sinn darin sehe, die alten Kamellen noch einmal aufzuwärmen. Dass ich keine Lust habe, in der Mottenkiste zu kramen. Dass ich mich sowieso nicht mehr gut erinnern kann, schließlich liegt das alles schon mehr als ein halbes Jahrhundert zurück. Ich könnte es jetzt noch tun, ich könnte sie jetzt gleich anrufen und den Termin für morgen absagen. Man kann es sich schließlich anders überlegt haben.

Und was wird sie dann denken? Dass ich dement bin – bestenfalls. Wahrscheinlich eher, dass ich ein Mittagsmördertrauma habe, das behandelt werden muss. Oder dass ich etwas zu verheimlichen habe? Ich habe nichts zu verheimlichen. Und ich habe auch ganz gewiss kein Trauma. Mit der Erinnerung klappt es nicht mehr so gut. Aber das ist bei den vielen Details, die damals eine Rolle gespielt haben, auch kein Wunder. Die ganze Affäre hat sich schließlich mitsamt Prozess über mehr als sieben Jahre hingezogen. Wer kann sich da noch an alles erinnern?

Den Ordner hat Christine angelegt. Nach dem Urteil, nach dem unwiderruflichen »lebenslanglich« für den Mittagsmörder,

ist sie ins Archiv marschiert und hat sich von unserer Neubert alle Artikel von Anfang an raussuchen lassen. Also ab dem Überfall in der Tuchergartenstraße. Der erste ist vom Samstag, 23. April 1960: *Zwei blutige Verbrechen: Mord und Doppelmord*. Das ist kurz vor meinem Einjährigen gewesen, das weiß ich noch. Im Mai 59 hab ich als Volontär angefangen. Und genau in dem Jahr ist es ruhig gewesen in Nürnberg. Oder sagen wir: Normalbetrieb. Ärger mit Halbstarckenbanden, Zoff im Valka-Lager, das kurz vor seiner Auflösung stand.

Kein Vergleich mit dem Jahr vorher, 1958. Erst der Gefängnissskandal. Da hat sich halb Deutschland über den fidelen Nürnberger Knast totgelacht. Jeden Tag konnte man neue Storys lesen über Häftlinge, die sich Callgirls bestellt haben oder mit nachgemachten Schlüsseln fröhlich raus- und reinspaziert sind, oder über Aufseherinnen, die sich gern mal für ein Schäferstündchen mit in die Zelle eingeschlossen haben. Über Häftlingsehefrauen, die ganz besonders nett zu den Aufsehern waren, um dadurch die Haftbedingungen für ihre Ehemänner spürbar zu erleichtern. Und danach kam dann eine ganze Serie von Mord und Totschlag. Eifersuchtsdramen, Familientragödien. Erschossene Ehefrauen, erstochene Söhne. Das ganze Jahr hindurch.

Deshalb hatte ich mir den Job auch ganz anders vorgestellt. Die Kollegen haben mich immer aufgezogen. Vor allem der Ruckriegel und der Hofbeck. »Hirschmann, du hättest schon längst bei uns anfangen sollen«, haben sie immer gesagt, »dann wäre den Nürnbergern einiges erspart geblieben. Seit du da bist, ist in Nürnberg Ruhe eingekehrt, richtig fad ist es geworden.«

Und dann plötzlich kurz nacheinander die Messerstecherei auf dem Volksfest und die Schüsse in der Tuchergartenstraße.

Am Tag nach dem Messermord, am Freitag, haben sie mich noch mal zum Volksfest geschickt. Die Stimmung einfangen, Besucher interviewen nach dem Motto »Sie trauen sich noch aufs Volksfest?«. Mit den Festwirten reden, mit den Polizisten. Solche Jobs haben mir immer Spaß gemacht. Nah dran am Geschehen,

an den Menschen. Aber an dem Freitagabend kam ich näher ran, als mir lieb war. Ich bin kaum eine Viertelstunde wieder in der Redaktion zurückgewesen, da ist der Hofbeck reingestürzt und hat gesagt, ich soll mitfahren, in der Nordstadt hat es einen Raubmord gegeben, da war es schon weit nach acht – so viel zu Arbeitszeiten.

Eigentlich wollte ich mich an diesem Abend ja mit dieser kleinen Blondin treffen, wie hieß sie noch gleich – Erika? Elke? Irgendwas mit E jedenfalls. Den Artikel hatte ich in der Straßenbahn schon vornotiert. Nur noch schnell in die Maschine hacken und dann Feierabend. Ein bisschen um die Häuser ziehen. Vielleicht auch noch mal zum Volksfest raus. Oder in ein Tanzcafé. Da ist man noch viel tanzen gegangen, damals. Zum *Kerzinger*, wenn man sich's leisten konnte, in den *Bamberger Hof* oder ins *Trocadero*. Alles in der Luitpoldstraße. Wenn man sich die heute so anschaut ... bloß noch Striplokale und Pornoläden.

Die günstigere Variante war das *Astoria* in Gostenhof. Und natürlich die *Humboldtsäle*, quasi gleich bei mir ums Eck. Wenn man sich noch näherkommen wollte, ist man ins Kino. Was anderes war auch gar nicht drin.

Ich darf gar nicht an mein erstes möbliertes Zimmer in der Wirthstraße denken und an die Vermieterin, die alte Brettschneider – Heimatland! Die Witwe Brettschneider vergess ich mein Lebtage nicht. Ihr Mann ist Wehrmachtsoffizier gewesen und 1944 im Osten gefallen. In jedem zweiten Satz von ihr ist »mein Karli« vorgekommen. Wenn sie Sülze aufgetischt hat, hat sie immer gesagt: »Des is fei die vom Staudinger am Aufseßplatz. Die hat mei Karli immer besonders gern g'habt!« Deshalb bin ich um die Sülze nie rumgekommen. Ich glaub, ich wär sofort rausgeflogen, wenn ich die Sülze verweigert hätte. Das konnte ich mir einfach nicht erlauben. Schließlich hab ich ja auch profitiert von ihrem Karli. Im Winter hab ich einen Mantel von ihm getragen, den sie mir großherzig geliehen hatte. »Der Mantel vo meim Karli, der sich doch no schäi! Und Sie ham doch fast die Statur vo meim Karli!« Ihr Karli muss ein Bär von einem Mann gewesen sein. Ich hab

erbärmlich ausgesehen in dem Mantel. »Aber dass S' mer fei gut drauf aufpassen, gell!« Mein eigener Mantel war mir geklaut worden. Im *Humbser Bräustübl*. Das weiß ich noch, da war die letzte Straßenbahn längst weg, und ich bin mitten in der Nacht ohne Mantel bei null Grad und einem eisigen Ostwind vom Plärrer in die Wirthstraße rübergelaufen.

Und natürlich: keine Damenbesuche, Herrenbesuche nur bis 21 Uhr. Aber wen hätte ich auch einladen sollen in dieses Kabuff? Zehn Quadratmeter, ein alter Sekretär, ein Stuhl, ein Schrank und eine Schlafcouch. An was anderes war gar nicht zu denken bei meinem Volontärsgehalt, davon konnte man weiß Gott keine großen Sprünge machen. Und dann – es gab ja sowieso nicht viel, war ja alles kaputtgegangen und vieles immer noch nicht wieder aufgebaut.

Dabei war Nürnberg den anderen zerbombten Städten mehr als eine Nase lang voraus, wenn es um den Wiederaufbau ging. Es war seinerzeit eine Sensation und wirkte wie Balsam auf der Seele, als die Stadt von oberster Stelle gelobt wurde, weil ihre Aufbauleistungen richtungsweisend seien. Und was haben wir uns, trotz Freude und Stolz über dieses Lob, darüber amüsiert, dass der damalige Bundeswohnungsbauminister ausgerechnet Paul Lücke hieß. *Hier 'ne Lücke, da 'ne Lücke, doch die dickste hockt in Bonn!* Paul Lücke, das klingt doch wie ein schlechter Scherz.

Nürnberg war fünfzehn Jahre nach dem Krieg immer noch ein regelrechter Flickenteppich mit vielen Lücken zwischen den Häusern – Lücken und Baustellen, so weit das Auge reicht. In der Nordstadt nicht anders als in der Innenstadt. Die Bayreuther Straße ums Maxfeld war zwar offiziell wieder befahrbar, aber an dem Abend halbseitig gesperrt. Veranstaltung im neuen Musikpavillon vom *Tucherkeller* mit Blaskapellen und allem Drum und Dran. Im Vestnertorgraben wurde mal wieder gebuddelt, weshalb wir uns im Zickzack zur Tuchergartenstraße durchschlagen mussten. Was hat der Hofbeck deshalb geflucht! Vor lauter Wut ist ihm seine Zigarette erst auf die Hose und dann in den Fußraum

geflogen. Ich hab sie suchen sollen zwischen seinen Füßen, und als ich sie gefunden hatte und ausdrücken wollte, hat er mir den Stummel abgenommen, wieder in den Mundwinkel geschoben und weitergeraucht. Das weiß ich noch wie heute, davon war ich schwer beeindruckt.

Überhaupt hat mir der Hofbeck enorm imponiert. Immer auf Achse, immer am Ball, immer auf Zack – so ein richtiger rasender Reporter, wie er im Buche steht, war der, ein ganzer Kerl – nicht so wie mein Vater. Hatte überallhin Kontakte, kannte Gott und die Welt und war natürlich auch mit dem Inspektor Berger per Du. Berger, der Sheriff. Ich glaub, der Hofbeck war der Einzige außerhalb der Kripo, der den Berger mit seinem Spitznamen anreden durfte. Neben dem Hofbeck bin ich mir jedenfalls lange Zeit vorgekommen wie ein Milchgesicht.

Der Berger war natürlich schon da, überhaupt war die Wohnung voll mit Kripobeamteten, Uniformierten und den Leuten von der Spurensicherung. Und mittendrin steht diese Vermieterin und ist bleich wie der Tod von Forchheim. Genau so hat es mir der Hofbeck zugeraut: »Schau mal, die ist ja bleich wie der Tod von Forchheim!« Und dann hat er auch gleich ein Foto von der gemacht – komisch, dass ich es jetzt nicht finden kann. Ich war eigentlich sicher, dass sie es gedruckt haben. Babette Hambach, genau. So hieß sie, die Vermieterin, in deren Wohnung das Ganze passiert ist, und die beiden Toten waren ihre Untermieterin Isabella Röder und deren Verlobter, Alfonso Dorsch.

Die beiden hab ich dann auch gleich hinter ihr liegen sehen im Flur, halb übereinander – und das viele Blut. Ich weiß noch, wie der Hofbeck sofort mit der Kamera vor und um die beiden herumgelaufen ist, geblitzt hat, den Blitzwürfel ausgewechselt, noch mal geblitzt hat. Das Blut auf dem Teppich hat bei jedem Blitz knallrot aufgeleuchtet, und das schwarze Loch im Kopf vom Dorsch hat mich regelrecht angeschrien. Mir hat es den Magen gehoben, und ich bin die Treppen runter auf die Straße und an die frische Luft, am liebsten wäre ich überhaupt nicht wieder hoch.

Das waren die ersten Toten, die ich jemals gesehen hab, damals am 22. April 1960.

Das ist eigentlich unvorstellbar, aber so war es eben – ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt noch keinen einzigen Toten gesehen, obwohl ich mitten im Krieg geboren bin. Beerdigungen ja, die kannte ich. Auch in Hersbruck wurde während des Kriegs gestorben. Aber die Leute starben in ihren Betten, vielleicht auch auf dem Feld, oder sie hatten einen Unfall. Und dann natürlich der Mann von Tante Marthel, der Nachbarin meiner Großmutter. Der war auch angeblich in seinem Bett gestorben. Ich war da noch ziemlich klein, es muss also Anfang der Vierziger gewesen sein. Erst viel später erfuhr ich, dass er sich umgebracht hatte. Aufgehängt, mit einem Fahrradschlauch im Hühnerstall, weil er nicht wieder zurückwollte an die Front. Weil er ein Drückeberger war, wie meine Großmutter das noch lang nach dem Krieg kommentierte. Ich durfte von da an nicht mehr rüber zum Nachbarhaus und zur Tante Marthel, die sowieso nie eine richtige Tante von mir war, und ab diesem Zeitpunkt nur noch *die von nebenan* genannt wurde. Als ich gefragt hab, warum ich sie nicht mehr besuchen darf, hieß es, solche wie die seien schlecht für die Volksgesundheit – und ich hab das geglaubt, dachte tatsächlich, dass ich auch krank werden oder gar sterben könnte, genau wie ihr Mann. Verückt, was man Kindern alles eintrichtern kann.

Als ich Christine irgendwann viel später einmal von diesen Gedanken erzählt hab, die mir durch den Kopf gerast sind, als ich in der Tuchergartenstraße meine ersten Toten gesehen hab, hat sie mich angesehen, als käme ich von einem anderen Stern. Diesen abgrundtief traurigen Blick, dieses Verlorene, Verzweifelte und grenzenlos Einsame, das ihre Augen für einen langen Moment überschwemmte, werde ich niemals vergessen. Verstanden habe ich es erst Jahrzehnte später, als sie im Krankenhaus immer öfter von ihrer Kindheit in Hamburg heimgesucht wurde im Dämmer-schlaf, der ihr nur die Schmerzen erleichtern konnte. Mit ihren Erinnerungen musste sie selber fertigwerden.

Aber Anfang der Sechziger war der Doppelmord in der Nordstadt für die alten Redaktionshasen nicht mehr und nicht weniger als eine gute Story. Zurück in der Redaktion hat sich der Hofbeck als Allererstes auf seine Schreibmaschine gestürzt und auf die Tasten eingedroschen wie ein Verrückter. Alle paar Minuten ist der Seybold vom Satz im Türrahmen aufgetaucht wie der Geist des Vaters bei *Don Giovanni*. Die Zeit war wieder mal knapp. Das war unser ständiges Problem.

Als der Hofbeck das letzte Blatt aus der Maschine zog, riss es ihm der Seybold regelrecht aus der Hand. Dann hat der Hofbeck eine Flasche amerikanischen Whiskey auf den Schreibtisch gestellt und mich nach nebenan ins Büro der Sekretärin geschickt, zwei Kaffeetassen holen. Er hat uns beiden eingeschickt und gesagt: »Auf deine ersten Zeitungsleichen!« Gegrinst hat er dabei. »Noch nie so was gesehen? Was bist du noch mal für ein Jahrgang?«

»38.«

»38. Als Kind nie 'nen Bombenangriff in Nürnberg erlebt?«

»Bin doch in Fürth geboren und bei meiner Großmutter in Hersbruck aufgewachsen«, hab ich gesagt, und da hat er seinen Mund noch mehr verzogen.

»Stimmt ja. Der erste Fürther beim *Nürnberger Tagblatt*. Fürther und Landei in Personalunion, das muss man erst mal schaffen. Na dann, hoch die Tassen, Grünschnabel. Oder darf ich dem Herrn Volontär einen original Hersbrucker Hopfentropfen kredenzen?«

Dann legte er los. Ich kann mich nicht mehr an alles erinnern, was mir der Hofbeck bei seinem zweiten Whiskey aus der Kaffeetasse erzählt hat. Aber ich weiß noch, dass es unter anderem um seinen besten Freund ging, den er nach einem Luftangriff der Engländer in einem Wäldchen bei Ziegelstein in Einzelteilen eingesammelt hat. Von einer Granate zerrissen. Die Nazis hatten seinen Jahrgang von der Schulbank zur Flak geholt, später wurden die Vierzehn- bis Sechzehnjährigen zum Schanzenbauen an die Westfront geschickt – sogar die Mädchen. *Zum Schanzen für den Westwall*, hat der Hofbeck das genannt. Als sie dann wieder zurück

in Nürnberg waren, mussten sie nach Verschütteten suchen und Leichen bergen in den Trümmern. »Und schießen mussten wir natürlich auch. Die Jungs. Die Mädels haben nur gebuddelt. Verglichen mit dem, was die zutage gefördert haben, waren unsere beiden Opfer heute ein wahrer Augenschmaus.«

Es war das erste Mal überhaupt, dass mir der Hofbeck etwas aus seinem Leben erzählt hat. Ich hab mit großen Augen zugehört und mich ein bisschen wie im Kino gefühlt. Hab nicht glauben können, dass sich all das wirklich abgespielt hatte, so kühl und sachlich wie der Hofbeck davon berichtet hat.

Und dann, von einem Moment auf den nächsten, war er wieder ganz bei der Story – in Gedanken wohl schon beim Nachfolgeartikel. Hat mich unvermittelt gefragt, ob ich von den Leuten, die sich draußen ums Haus gedrängt hatten, irgendwas erfahren hab. Ob irgendeiner den Täter hat wegrennen sehen vielleicht. Oder sonst was Brauchbares. Ich hab nicht gewusst, was ich sagen soll. Ich hatte da draußen niemanden was gefragt. Ich war nur auf der Treppe gestanden und hatte versucht, meine Übelkeit wegzuatmen.

»Also nix? Kannst gehen für heute.«

An dem Abend ist nicht nur ihm, sondern auch der Polizei der erste gravierende Fehler unterlaufen, der noch jahrelang die Fahndung beeinträchtigt hat. Alle haben angenommen, dass sich der Täter noch in Nürnberg aufhält, wahrscheinlich sogar ein Nürnberger ist. Sie hatten einfach die Geschwindigkeit unterschätzt, mit der sich der Kerl vom Acker gemacht hat. Der muss im Dauerlauf zum Bahnhof gesprintet sein und rein in den nächsten Zug nach Herbruck, während alle geglaubt haben, dass er in der Falle sitzt. Noch habe sich der jugendliche Mörder nicht aufspüren lassen, heißt es im Artikel, doch sei er durch scharfe Absperrungen an den Ausfallstraßen, am Hauptbahnhof und am Flughafen daran gehindert, die Stadt zu verlassen. Deswegen herrschte auch Panikstimmung in Nürnberg – »Der Mörder ist unter uns.«

In derselben Nacht sind noch vierzig, fünfzig Polizisten unterwegs gewesen, haben alle Kaschemmen im Bahnhof und rund-

herum durchkämmt, die Kneipen im Rotlichtviertel und in der Nordstadt. Keiner hat damit gerechnet, dass der Bursche einfach schneller gewesen ist. Keiner hätte sich damals ausmalen können, was er nach seiner Verhaftung fünf Jahre später zu Protokoll geben würde: dass er im Zug gesessen ist und an seiner Pistole rumgemacht hat, um die Ursache für die Ladehemmung zu finden. Die Vermieterin Hambach war also gerade noch mal davongekommen. Deswegen ist sie auch so fertig gewesen. Auf die hatte er nämlich ebenfalls gezielt, aber beim Abdrücken hatte es nur *klick* gemacht.

Eine halbwegs brauchbare Täterbeschreibung haben wir erst in der Montagsausgabe drucken können. Circa fünfundzwanzig Jahre alt, einsvierundsiebzig groß, schlank, hellblondes, leicht gewelltes und nach hinten gekämmtes Haar, volles, rundes, aber blasses Gesicht. Kleidung: dunkle lange Hose, helles Hemd und eine Wildlederjacke, welche die Hambach eine »James-Dean-Jacke« nannte. So ist die Information von der Polizei an uns rausgegangen, aber der Hofbeck hat mich trotzdem am Sonntagnachmittag noch mal in die Tuchergartenstraße geschickt, ich soll die Vermieterin ausquetschen, vielleicht fällt ihr noch was ein. Der Besuch ist sinnlos gewesen. Die Frau hat die Sperrkette eingehängt gelassen, hat die Tür nur einen Spaltbreit aufgemacht und gesagt: »Lassen Sie mich in Ruhe.«

»Die hat mich völlig erschreckt angesehen«, hab ich zum Hofbeck gesagt. Der hat wieder so gefeixt und gemeint, wenn ich nicht erstens ein bombensicheres Alibi hätte und zweitens nicht so zartbesaitet wäre, dann könnte der Beschreibung nach genauso gut ich der Mörder aus der Tuchergartenstraße sein. »Und drittens«, hat er hinzugefügt, »haben sie ihn vor einer Viertelstunde geschnappt. Einen jungen Mann aus der Pirckheimerstraße mit James-Dean-Jacke und einem ganzen Waffenarsenal in der Wohnung.«

Die Polizei hat im Lauf der folgenden Wochen noch einige geschnappt, die sich in den Augen ihrer Nachbarn verdächtig gemacht hatten – weil sie als Halbstarke auftraten und James-Dean-Jacken trugen,

weil sie abends durch die Gegend zogen, ohne dass man wusste, womit genau sie ihre Zeit verbrachten, und weil sie schlanke junge Männer mit blondem, zurückgekämmtem Haar waren. Jeder von ihnen wurde der Hambach vorgeführt, und jedes Mal musste sie sagen, dass der es leider nicht gewesen sei.

Kurzzeitig schien eine Spur nach Südamerika aufzublitzen, nach Argentinien, wo Alfonso Dorsch zehn Jahre lang gelebt hatte. Man vermutete einen politischen Hintergrund, wollte, wenn ich mich richtig erinnere, sogar Interpol einschalten. Aber auch diese Fährte verlief im Sand.

Dass die Spur nach Hersbruck führen könnte, ausgerechnet in das beschauliche Kreisstädtchen Hersbruck, wo ich den größten Teil meiner Kindheit verbracht hatte, hätte jeder für abwegig gehalten. Das behäbige, ländliche Hersbrucker Bürgertum konnte einfach keine jungen Männer hervorbringen, die am Abend nach Nürnberg fuhren, an irgendwelchen Wohnungstüren klingelten, »Geld her oder das Leben!« schrien und kaltblütig schossen.

Heute sieht es natürlich anders aus. Heute kann so ein Täter von überall her kommen. Sind ja alle ferngesteuert heutzutage. Schauen sich dieselben Filme an, spielen dieselben Computerspiele, und wenn sie nicht spätestens mit sechzehn Superstar geworden sind, halten sie ihr Leben für verpfuscht und laufen Amok. Ist doch so.

Und diese Studentin hat nichts Besseres zu tun, als solchen Leuten eine Entschuldigung zu basteln – verpfuschte Kindheit, Informationsüberflutung, Perspektivlosigkeit –, so einen Mist kann man doch jeden Tag in jedem Käseblatt lesen. Erwartet die von mir womöglich, dass ich ihr ein Psychogramm vom Mittagsmörder liefere? Ich werd ihr absagen. Wie heißt die noch mal? – Metzner. Corinna Metzner. Soll Frau Metzner doch jemanden von der Polizei interviewen, die können ihr mehr über Mörder und deren Motive erzählen.

Ihr ehemaliger Kollege Herr Dressler vom Nürnberger Tagblatt war so freundlich, mich darauf hinzuweisen, dass Sie damals als Lokalredakteur intensiv mit dem Fall befasst waren.

Was hat sich der Dressler bloß dabei gedacht, meine Mailadresse weiterzugeben? Hält der mich für einen gelangweilten Rentner, dem man mit so einem Quatsch die Zeit vertreiben muss? Und überhaupt: Intensiv mit dem Fall befasst war die Polizei. Nicht wir – jedenfalls nicht die ganzen Jahre hindurch. Wir waren jeden Tag intensiv mit neuen Geschichten befasst. Gab auch damals schon genug Skandale. Die Sache mit Contergan ist in der Zeit hochgekocht. Das ist schon genauso gelaufen wie heute. Einen Arzt gab's, der schon frühzeitig vor Contergan gewarnt hat. Aber da mussten sich die Missbildungen an Kindern erst häufen, bis man ihm endlich glaubte und alles Vertuschen nichts mehr genützt hat.

Über den Doppelmord in der Tuchergartenstraße sind bei uns exakt drei Artikel erschienen, die ersten beiden am Samstag und Montag nach der Tat, der dritte am 25. Juni 1960: *Doppelmörder noch immer gesucht*. In dem steht nichts Neues. Dieselbe Täterbeschreibung wie zwei Monate zuvor und ein Bild von einer Puppe, der man dunkle Hosen und eine James-Dean-Jacke angezogen hatte. Mit einem Aufruf der Mordkommission an die Bevölkerung, wer einen Mann kenne, auf den die Beschreibung zutreffe und der möglicherweise seit dem 22. oder 23. April vermisst werde, solle sich melden. Das war der letzte abgedruckte Hilferuf der Polizei zum Raubmord in der Nordstadt. Und von einem »Mittagsmörder«, geschweige denn von einem »Serienmörder«, war sowieso noch lange nicht die Rede.

»Serienmörder«. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob es diesen Begriff in den Sechzigern überhaupt schon gegeben hat – »Massenmörder« ja, aber »Serienmörder«? »Gewaltverbrecher« hat man damals noch gesagt. Wahrscheinlich hat diese Dame nicht mal richtig recherchiert und stellt sich unter unserem oder besser: ihrem »Serienmörder« eine geniale Bestie vor wie aus so einem Kinofilm. *Das Schweigen der Lämmer*. Oder *Sieben*. Diese Schinken kenn ich auch, werden ja oft genug in der Flimmerkiste gezeigt. Als Christine noch gelebt hat, haben wir so was natürlich nicht geguckt, aber jetzt, wo ich allein bin ... bin ja immer noch eine

Nachteule. Den alten Rhythmus kriegt man nicht mehr raus. Die vielen Spätdienste.

Solche Filme haben mit der Realität weiß Gott nichts zu tun. Jedenfalls nichts mit der Realität, die ich kenne. Das ist Tötung nach Drehbuch. Immer dasselbe Strickmuster. Ein bizarrer Mord wird verübt, dann wird eine Mordserie daraus, und irgendwann entdeckt ein ebenso genialer Ermittler, dass die Symbole, die der Täter zurücklässt, auf einen alten Mythos hinweisen oder sonst einen Schmarren. Oder dass es einen ganz ungeahnten Zusammenhang zwischen den bisherigen Opfern gibt. Dann kann er sich zusammenreimen, wer das nächste Opfer ist oder wo der nächste Mord stattfinden wird, und der Wettlauf mit der Zeit beginnt. Zwischendrin bekommt er aber noch *den* entscheidenden Tipp von irgendeinem anderen genialen Mörder oder aus der Bevölkerung. Oder ihm geht die Lösung im Schlaf auf und dann – zack – haben sie den Kerl.

In der Realität sieht das ganz anders aus. Die Täter sind selten genial, sind meistens Getriebene, unterbelichtete Hohlköpfe, handeln im Affekt oder aus Gier. Aber da sieht man wieder mal, wie einen Begriffe aufs Glatteis führen. »Mittagsmörder«. Das klingt, als wenn er irgendeinen Tick gehabt hätte. Zu oft *High Noon* angesehen oder so. Oder immer die goldene Taschenuhr dabei. Dabei ist die Wahrheit so banal gewesen.

Was ist denn das? Das gehört doch gar nicht ... ach, stimmt ja. Da hat Christine ab und zu Fotos von uns mit rein. Hm, der Hofbeck hatte schon recht. Ich hab der Beschreibung wirklich ähnlich gesehen: enge Hosen, Blouson und zurückgekämmte Haare. Brisk – au weia! Man brauchte Unmengen von Brisk Frisiercreme, damit man annähernd so aussah wie Elvis, James Dean oder wenigstens Horst Buchholz, und wer wollte das nicht? Hofbeck selbst hätte der Täter sein können, wenn er dafür nicht zehn Jahre zu alt gewesen wäre.

Die Polizei suchte eine Stecknadel im Heuhaufen. Und sie suchte auch noch im falschen, denn nachdem die Argentinien spur

ins Nichts geführt hatte, ging man geraume Zeit davon aus, dass der Täter aus dem Umfeld der Witwe Hambach stammen müsse. Die Hambach betrieb ein Eheanbahnungsinstitut, in ihrer Wohnung herrschte also reger Publikumsverkehr.

Alle Achtung, es waren tatsächlich über tausend Männer aus ihrer Kartei, die im Laufe von Monaten überprüft wurden, das hatte ich schon völlig vergessen. Wir haben immer mal wieder nachgefragt, ob es eine heiße Spur gebe. Aus dem Präsidium kam jedes Mal nur dieselbe Antwort: »Wir wissen genauso wenig wie am Abend der Tat«. So was kann man nicht drucken, da bleiben einem die Leser weg.

Die Brettschneider ist mir beinah jeden Tag in den Ohren gelegen. Wieso denn rein gar nichts mehr in der Zeitung steht. Ob's denn wirklich nichts Neues gibt. Wenn sie allein in der Wohnung war, hat sie nur noch mit vorgehängter Kette die Wohnungstür geöffnet. Und wenn ich zu Hause war, und es hat geklingelt, hat sie reflexartig gerufen: »Herr Hirschmann, Herr Hirschmann! Däädn Sie amal gschwind schauer?« Natürlich immer deswegen, weil sie zufällig genau in dem Augenblick einen Topf Milch auf dem Herd oder ein heißes Bügeleisen in der Hand hatte, an der Nähmaschine saß oder ihr Bett frisch bezog. »Ich bin fei gscheit froh, dass ich Sie bei mir in der Wohnung hab, Herr Hirschmann.« Das klingt mir heute noch im Ohr. »Gell, Sie ziehn doch nonned so bald aus?«

Ich kann mich erinnern, dass wir genau wie die Ermittler noch auf ein Wunder bei der Beerdigung der beiden Opfer gehofft hatten. Irgendjemand hätte von der Last der Schuld zusammenbrechen oder sich sonst wie verdächtig machen sollen. Aber Fehl-anzeige. All die Fotografen, die auf *das* Sensationsbild gewartet hatten, waren umsonst zum Westfriedhof gekommen. Also blieben nur die Ehe Kandidaten.

Es gab damals eine Menge Eheanbahnungsinstitute – heute klingt das Wort so altmodisch, heute trifft man sich auf Flirtlines im Internet. Für uns klang das ganz normal. So normal, dass man sich nicht einmal Gedanken darüber gemacht hat, warum es so

viele Einrichtungen dieser Art gegeben hat. Mein Vater kam 1947 aus der Gefangenschaft zurück, da war ich neun Jahre alt und er ein Fremder für mich. Gleich zu Kriegsbeginn, 1939, war er als Feldkoch beim Einmarsch in Polen dabei, wie hätte ich ihn also kennen sollen. Trotzdem hab ich mich gefreut, dass mein Vater aus dem Krieg zurückgekommen ist. Viele meiner Schulkameraden hatten nicht so ein Glück, und es gab viele Witwen wie die Hambach oder meine Brettschneider in der Wirthstraße.

Auch mein Vater und meine Mutter sind die Fremdheit, die sich zwischen sie geschlichen hatte, nie mehr wirklich losgeworden. Verpasste Jahre, Lebenslinien, die auseinandergetrieben sind, lassen sich nicht nachträglich aufholen und wieder verknüpfen. Trotzdem sind sie zusammengeblieben. Vielleicht wegen mir. Aber einen richtigen Draht zu meinem Vater hab ich nicht gefunden. Oder er nicht zu mir. Dabei sind wir uns in manchen Dingen ziemlich ähnlich. Das hab ich aber erst viel später gemerkt.

Mein Vater hatte mal Fotograf gelernt. Das heißt, die Lehre hat er gar nicht zu Ende geführt, sondern abgebrochen und eine neue Lehre angefangen, als Koch. Die Eltern eines ehemaligen Schulkameraden hatten ein Tanzlokal eröffnet. *Feldschlösschen* hieß das, in Muggenhof, nicht weit weg von der Stadtgrenze. Und wie er den zufällig getroffen hat, hat er erfahren, dass er bei seinen Eltern mitarbeitet. Und dass denen ein Lehrling abgehauen war.

Darauf hat mein Vater Knall auf Fall seine Fotografenlehre kurz vor dem Abschluss hingeschmissen und bei denen eine Lehre als Koch angefangen. Wahrscheinlich, weil er sich gedacht hat, dass er es viel lustiger hat, wenn er mit seinem alten Kumpel zusammenarbeiten kann. Ob's dort wirklich lustiger war als im Fotoatelier? Gastronomie ist eine harte Branche. Trotzdem, da ist er dann geblieben. Aber so ein richtiger Koch aus Leidenschaft war er nie.

Das heißt, im Krieg schon. Da muss er eine große Leidenschaft dafür entwickelt haben, erlesene Zutaten aufzuspüren, und offenbar hat er wirklich einen guten Riecher gehabt. Wenn ich an die Geschichten denke, die er danach erzählt hat – es ging fast immer

darum, wie er wo was »organisiert« hat für seine Leute. Wie Gänsescharen von verlassenen Gehöften in die Kochtöpfe gewandert sind und kistenweise französischer Wein an den Offizierskasinos vorbeigeschoben wurde. Und natürlich hat er Glück gehabt.

Nach dem Poleneinsatz ist er nach Westen gekommen. Belgien, Frankreich. Wenn man ihn so gehört hat, konnte man den Eindruck bekommen, als wäre der Krieg über weite Strecken nichts weiter als eine gigantische Sauf- und Fresstour gewesen, und irgendwie hat er nie wieder so richtig ins zivile Leben zurückgefunden. Mal da gejobbt, mal dort. Wie ein in die Jahre gekommener Student. Nirgendwo Wurzeln geschlagen. 1959, da hätte er eine echte Chance gehabt, reich zu werden. Da ist er beim *Schaschlik-Wolf* in der Königstraße eingestiegen. Schaschlik hat sich praktisch über Nacht zum Döner der Sechziger entwickelt. Ein Schaschlik eine Mark. Die Leute haben dem *Schaschlik-Wolf* die Bude eingerannt, und der Wolf hat noch ein paar Filialen aufgemacht. Eine Weile ist mein Vater Filialleiter gewesen. Aber sobald die abenteuerliche Anfangsphase vorbei gewesen ist, hat's ihn nicht mehr interessiert. Mit Normalbetrieb konnte er einfach nichts anfangen.

Bei mir war's ganz ähnlich. Erst für Germanistik und Anglistik eingeschrieben, weil ich gedacht hab, ich will Lehrer werden. Natürlich ein viel besserer Lehrer, als die, die ich hatte. Da waren vielleicht Gestalten dabei, meine Herrn. Der Sportlehrer hat so richtige Nazisprüche draufgehabt. »Ein deutscher Junge hat das zu können!«, hat er immer gebrüllt, wenn einer am Reck oder am Barren versagt hat. Dann hab ich das Lehramtsstudium wieder abgebrochen und mich für Jura eingeschrieben. Für Gerechtigkeit in der Welt sorgen. Aber ich war einfach nicht der Typ dafür, mich durch Stapel von Büchern zu wühlen, und dann haben mir die Nebenjobs meistens mehr Spaß gemacht als das eigentliche Studium. Mal auf dem Bau, mal bei der Post. Und dann bei der Zeitung, in der Expeditionsabteilung, als Ausfahrer. Da musste man extrem früh aufstehen. Ich hab's oft andersrum gemacht, hab die

Schicht an den Tag drangehängt und bin erst im Morgengrauen ins Bett.

Das ging so lange, bis meine Mutter mir eines schönen Tages das Inserat gezeigt hat, in dem stand, dass die einen Volontär suchen. »Mit Abitur«, hat sie gemeint, »solltest du doch lieber die Zeitung schreiben, anstatt sie auszufahren.« Da hatte sie recht. Und ich hatte auch weiß Gott kein schlechtes Abitur. Nur waren aus meiner Schullaufbahn keine besonderen Neigungen abzulesen, kein herausragendes Talent für irgendwas. Meine Aufsätze waren ganz gut. Hab auch gern welche geschrieben. Gab aber auch jede Menge Leute, die das besser konnten.

Ich erinnere mich noch an den Ton, in dem sie gesagt hat: »Abwechslung hast du da bestimmt genug.« Sicher hat sie da schon gemerkt, dass ich anfangs, genauso ziellos im Leben herumzustolpern wie mein Vater und allem aus dem Weg gehe, was nach Routine aussieht. Also hab ich mich beworben und bin auch sofort genommen worden. Erst viel später hab ich erfahren, dass daran der Dr. Bloch von der Politik nicht ganz unbeteiligt war. Alte Verbindungen, von denen ich zu dem Zeitpunkt noch nichts ahnte.

Ich hab lang nicht gemerkt, dass mir auch das Schreiben irgendwann zur Routine wurde. Jeden Tag war was Neues los, und wenn man in die Redaktion kam, hat man nie gewusst, was auf einen zukommt. Erst dann, glaub ich, als mir bei der Zeitung das Abenteuergefühl der frühen Jahre immer mehr verloren ging. So Ende der Sechziger. Hätte es da Christine noch nicht gegeben, ich glaube, ich hätte wirklich alles hingeworfen, um noch einmal ganz was Neues anzufangen. Ohne groß darüber nachzudenken, was. Wie mein Vater eben. Wie muss das sein, wenn man den eigenen Vater nie erlebt hat, weil er nie zurückgekommen ist?

Heute scheint der Weltkrieg eine Ewigkeit vorbei zu sein. Er ist so weit entfernt wie ein Krieg in Afrika oder Südostasien, völlig abstrakt. Und trotzdem streckt er seine Arme aus bis in die Gegenwart und lebt in den Menschen weiter. Sogar in mir. Obwohl

ich vom wirklichen Krieg gar nicht viel mitbekommen hatte, in Hersbruck bei meiner Großmutter. Dort bestand der Krieg aus der Angst um die anderen, die draußen im Feld waren. Oder man hatte Angst um die, die in den Städten geblieben waren, wie meine Mutter. Gott sei Dank in Fürth, nicht in Nürnberg. Aber gearbeitet hat sie in Nürnberg. An den Sonntagen ist sie nach Hersbruck gekommen. Meistens. Bis zum 2. Januar 1945. Danach gab es zwar noch die Wohnung in der Fürther Jakobinenstraße, aber nicht mehr die Nürnberger Schraubenfabrik, in die sie all die Jahre Tag für Tag geradelt ist.

Den brennenden Himmel über Nürnberg hat man bis Hersbruck gesehen. Ich nicht. Ich habe in der Nacht geschlafen, wie immer. Aber am nächsten Tag war das einzige Thema Nürnberg, und irgendwann habe ich selber geglaubt, ich hätte das Feuer in der Nacht gesehen, von dem die Erwachsenen sprachen.

Am übernächsten Tag wusste man schon, dass Fürth noch einmal davongekommen war. Meine Mutter hatte es geschafft, uns über einen Nachbarn ein Lebenszeichen zukommen zu lassen. Das war eine große Erleichterung. Doch erst eine knappe Woche später stand sie vor der Tür, in einer eiskalten Januarnacht.

Sie hatte nur einen Rucksack dabei und eine Kiste, die sie auf den Gepäckträger geschnürt hatte. Sie war mit dem Fahrrad gekommen. Es gab kaum noch andere Fortbewegungsmöglichkeiten im Januar 1945. Die meisten Zugstrecken waren zerstört, viele Züge zerschossen worden. Die Bomber haben regelrecht Jagd auf sie gemacht – auf alles, was sich bewegte. Deshalb hatte sie sich auch in der Nacht auf den Weg gemacht, aus Angst vor den Tieffliegern.

Das hab ich aber erst viel später erfahren. Als Kind haben sie mir nicht erzählt, wie es um Nürnberg stand und was für eine Katastrophe dort passiert war. Aber ich hab geahnt, dass es etwas sehr Schlimmes gewesen sein muss, konnte es fühlen. Ich konnte es vom Gesicht meiner Mutter ablesen und an ihren Händen sehen, die tagelang nicht aufhörten zu zittern.

Ab dieser Nacht ist meine Mutter in Hersbruck geblieben. Ich war glücklich, in gewisser Weise war der Krieg für mich kleines Bürschchen damit vorbei. Fast vorbei. Kurz vor Schluss sind die Tiefflieger noch gekommen, nachts, wie Schwärme von riesenhaf-ten Insekten, die sich über den zerstörten Großstädten nicht mehr austoben konnten und in rasender Wut neue Ziele suchten. *Keine Angst, bald ist der Krieg vorbei.* Die Worte hab ich noch im Ohr. Wir saßen zusammengekauert im Keller, und meine Mutter hat dauernd dasselbe gesagt. *Keine Angst, bald ist der Krieg vorbei.* Und hat dabei gezittert. Ein paar Häuser in Hersbruck hat's noch erwischt. Trotzdem ist die Stadt glimpflich davongekommen.

Ein paar Tage später sind amerikanische Panzer durchs Pegnitztal und Sittenbachtal gerasselt – *Gott sei Dank sind es die Amis und nicht der Russe!* –, und nur, weil sich noch ein paar Unbelehrbare in den Dörfern herumtrieben, die ihnen die letzten kläglichen Reste an Panzerfäusten entgegenwarfen, hat's um Hersbruck noch richtig gekracht. Velden hatten die Amis eigentlich schon erobert. Dann sind sie weitergezogen, und kaum waren sie weg, ist ein Wehrmachttrupp zurückgekehrt, hat die weißen Fahnen wieder von den Häusern entfernen lassen und in einem völlig sinnlosen Scharmützel einen Aufklärer unter Beschuss genommen.

Vielleicht, weil dort in der Nähe die »Görlingburg« lag. So hat meine Großmutter das Veldensteiner Schloss immer beinahe ehrfürchtig genannt, weil der Görling dort residiert und in den Wäldern der Umgebung gejagt hat. Eine halbe Stunde, nachdem die Trottel die weißen Fahnen entfernt hatten, kamen die Jagdbomber. Fünfzig Häuser wurden in Schutt und Asche gelegt. Daran kann ich mich erinnern, an das Dröhnen der Motoren und das Donnern, als die Bomben krepieren sind. So nah war mir der Krieg bis zu diesem Tag noch nicht gekommen. Ende April 45! Und Achtel wurde ein paar Tage vor der Kapitulation noch mit Phosphorgranaten niedergerannt, weil sich dort eine SS-Einheit verschanzt hatte. Erst als die Panzer zu Hunderten übers Land gerasselt sind, hat auch

der Letzte gemerkt, dass es völlig sinnlos ist, noch irgendwas verteidigen zu wollen.

Was hatten wir dagegen in Altensittenbach für ein Glück. Da gab's einen, den Schuster Fred, der hatte mal ein paar Jahre in Amerika gelebt, und den haben sie den Amerikanern entgegengeschickt. Auf dem Fahrrad. Mit einem Rechen, an dem ein weißes Tuch hing. Schon am nächsten Tag kannte jeder die unglaubliche Geschichte, dass unser Kapitulationsbote in seiner Amerikazeit zufällig in derselben Stadt und in derselben Straße gewohnt hatte wie der Panzerkommandant, dem er gegenüberstand. Ich war wirklich ein völlig unbedarftes Landei, das hatte der Hofbeck schon richtig erkannt.

Krieg in Altensittenbach war wie »Krieg light«. War wie ein rumpe- liger Schwarz-Weiß-Heimattfilm, in dem ein launiger Streit unter Kleinbauern ausgetragen wird. Don Camillo und Peppone. Vielleicht geht es um Land, vielleicht um Liebe. Der vom Bürgermeister, wahlweise auch vom Pfarrer geschickte Friedensbote mit der Mistgabel auf dem Fahrrad schlingert über den Feldweg unwei- gerlich dem Happy End entgegen. Im letzten Bild sitzen alle um ein Lagerfeuer herum und verbrüdern sich bei Marshmallows und Würstchen.

Der Krieg, der echte Krieg, war so weit weg, selbst wenn wir sein Donnern und seine Hitze bis nach Hersbruck spüren konnten, und auch den Schmerz, als er seine Zähne in Fleisch von unserem Fleisch grub. Das hat meine Großmutter immer gesagt – *der Krieg gräbt seine Zähne in Fleisch von unserem Fleisch*. Damit meinte sie unsere Soldaten und unsere Städte. Und auch, als wir in dieselben erloschenen Augen der Heimkehrer starrten, wie die in den großen Städten es Tag um Tag und immer öfter tun mussten, blieb dieser Krieg in gewisser Weise wie ein Schatten. Ein Wort auf einem Blatt Zeitungspapier, eine Radiosendung, ein Wochenschaubericht. Und danach? Richtig gehungert haben wir nie auf dem Land, es war immer was da. Gehungert haben die, denen wir mal ein paar

Eier oder eine Speckschwarte zugesteckt haben, wenn sie bei ihren Hamstertouren bei uns vorbeikamen.

Und dann die Neger, korrekt sagt man ja heute Afroamerikaner ... für uns Kinder waren die wie eine Zirkusnummer. Die Frauen hatten Angst vor ihnen. Wir nicht. Die haben gelacht und mit den Augen gerollt und haben uns Schokolade geschenkt. Aber es hat Frauen gegeben, die sind tagelang nicht aus dem Haus. Meine Mutter auch nicht. Eine Nachbarin ist einmal auf dem Weg nach Kleedorf gleich mehreren schwarzen GIs auf einmal begegnet und hat vor lauter Schreck mit »Heil Hitler!« begrüßt. Die Hofbauer Gretl ist das gewesen. Die Neger muss es fast zerrissen haben vor Lachen, aber sie ist sofort umgedreht und heimgerannt. Die hat noch lang einen Riesenbogen um jeden Schwarzen gemacht.

Christines Krieg hatte vollkommen anders ausgesehen, und genau das hab ich lange nicht begriffen. Krieg ist Krieg, hab ich gedacht. Aber der Krieg hat viele Gesichter. Sie war in Hamburg geboren, war drei, als sie die Stadt bombardierten. *Operation Gomorrha* haben sie das genannt. Das klingt nicht nach Heimatfilm, hab ich gedacht, klingt wie eine Mischung aus Hollywood und Wagneroper. Ich war ein Idiot.

Sie hatte ihr Leben lang Angst vor der Dunkelheit. Die Verdunkelung. Klingt so harmlos. Verdunkelung. Genauso wie Luftschutzraum. Die hingepinselten Aufschriften konnte man noch bis in die Siebziger auf manchen Altbauten lesen. *LSR* und ein Pfeil zum nächstgelegenen Kellereingang. Oder *LSR im Hof*. In den Fünfzigerjahren hat man dann den Kindern schon wieder erklären müssen, was das heißen soll, *LSR*. Verdunkelung hieß für mich immer nur *Hindenburglicht*, und ich fand es höchstens ein bisschen blöd, weil man sich oft an irgendetwas gestoßen hat. Für Christine war Verdunkelung aber mehr als nur Dunkelheit. Verdunkelung, das waren die langen Abende mit ihrer Mutter in der Küche in Hamburg-Wandsbek, schwere Vorhänge vor den Fenstern, eine Kerze auf dem Tisch. Nur stumm dagesessen und gewartet, gewartet.

Gebetet, dass die Nacht ruhig verläuft, dass keine Sirenen heulen, keine Motoren am Himmel dröhnen, keine Bomben krepieren.

»Und wenn die Flieger doch kamen, hab ich immer gedacht, warum hat mir der liebe Gott nicht zugehört?«

Das hat sie mir erst spät erzählt. In der Zeit im Krankenhaus, da ist vieles wieder hochgekommen. Ist noch nicht lang her ... Ihre regelrechte Panik vor der Silvesterknallerei, die ich insgeheim für übertrieben gehalten hatte, hab ich da erst begriffen.

Trotzdem hab ich immer Rücksicht genommen. Wir sind um Silvester herum immer raus aus der Stadt. Am Anfang einfach nur irgendwohin aufs Land. Oft ins Mainfränkische, nach Iphofen oder Sommerhausen. Später dann auch mal in die Berge oder an die Nordsee. Aber wirklich kapiert hab ich nie, was da in ihr vorging. Erst am Schluss, im Krankenhaus ... da hat sie zum ersten Mal nach vielen Jahren wieder Silvester in der Stadt verbringen müssen. Ging ja nicht anders. Verrückt, wie in einem Menschen sechzig Jahre nach dem Krieg mitten in einer modernen Stadt wieder das Grauen der eigenen Kindheit auferstehen kann. *Das* wäre ein Thema, mit dem sich so eine Psychologiestudentin mal beschäftigen sollte. Käme garantiert mehr dabei raus als bei ihrem Mittagsmörder.

Die Nachbarin hat mir neulich erst wieder erzählt, dass sie ständig Zusatzkurse machen muss, genauso wie viele andere, die in der Altenpflege arbeiten. Sie und ihre Kollegen haben es immer öfter mit Patienten zu tun, in denen die Kindheit wieder lebendig wird, mit Traumapatienten, für die der Krieg nur in den Köpfen verschüttet war, aber nie vorbeigegangen ist.

1960, als ich den Einsatz in der Tuchergartenstraße hatte, war der Krieg schon fünfzehn Jahre vorbei, aber sogar zu dieser Zeit in Nürnberg noch an allen Ecken und Enden gegenwärtig. Man sah ihn nicht nur an den Lücken zwischen den Häusern, man sah ihn auch an den Menschen, denen ein Bein, ein Arm oder ein Auge fehlte – es gab so viele Kriegsversehrte, sie gehörten zum Stra-

ßenbild. Heute kann man sich das kaum noch vorstellen, aber wir jungen Hupfer haben es ganz normal gefunden, kannten ja auch nichts anderes.

Der Ruckriegel zum Beispiel, unser Redaktionsleiter, hatte ein Holzbein, das echte war ihm in Russland abgeschossen worden. Einmal – mein Gott, war das 'ne Schau! – hat er sich mitten in der Wochenkonferenz einen Spicker reingerammt, um die Gertrud Niese, unsere neue Sekretärin, zu erschrecken. Die hat natürlich gebrüllt wie am Spieß und dann in breitestem Sächsisch gemeint: »Das muss ja nu nich grade needich sein!« Aber wir haben uns nicht mehr eingekriegt vor Lachen. Der Ruckriegel war schon ein Pfundskerl!

Heute lebt von der alten Garde keiner mehr. Der Hofbeck hat nicht einmal mehr den Ruhestand erlebt. Der konnte die Finger nicht vom Whiskey lassen. Direkt von den Amis hat er den immer gehabt, aus der PX in Fürth. Irgendwann hab ich auch zu den auserlesenen Kollegen gehört, die er so alle zwei, drei Wochen gefragt hat: »Ich komm heute bei der Pi-Eks vorbei, soll ich dir was mitbringen?«

Die Mädels waren immer schwer beeindruckt, wenn man mit echten Amizigaretten ankam. Camel, Chesterfield und natürlich Lucky Strike. Oder wenn man im Kino eine Tafel Hershey-Schokolade hervorgezaubert hat. Im Grunde ging es ja nie ums Kino, die meisten Filme konnte man sowieso durch die Bank vergessen, jedenfalls die deutschen Produktionen. Da bekam man schon vom Titel einen Magenkrampf: *Almenrausch und Edelweiß*, *Die Lindenhirtin vom Donaustrand* oder *Madeleine und der Legionär* – so hießen die deutschen Produktionen damals, und genau so waren sie auch. Gute Filme kamen meistens aus Amerika, aus Italien, manchmal auch aus Frankreich, aber in die bist du dann mit den Jungs gegangen oder allein. Die Schmachtfetzen im *Alhambra*, im *Humboldt* oder im *Rio* waren für die Mädels reserviert – im Dunkeln ist gut munkeln, und die feine Hershey-Schokolade ließ die jungen Damen meistens ganz von allein dahinschmelzen. Oh

ja, der Hofbeck hat mir mit seinen Amibeziehungen zu einigen Mädels verholphen.

Ganz nüchtern ist er nie gewesen. Aber auch nie betrunken. Später hat es natürlich geheißten, er hat ein Alkoholproblem. Aber damals? Dass man was Hochprozentiges im Büro hatte, war völlig normal. Sind ja auch genug Leute rumgelaufen, die sich ihre Erinnerungen wegsaufen mussten. Nicht nur die an den Krieg.

Der einäugige Josef mit dem steifen Bein, unser Pfortner. Für jeden immer nur der Pfortner-Josef. Bestimmt gab's einige, die gar nicht wussten, wie er mit Nachnamen hieß. Mir fällt er auch gerade nicht ein. Dem hat der Hofbeck ab und zu einen Flachmann zugesteckt. Nach und nach hab ich gemerkt, dass eigentlich jeder den Josef versorgt, und hab's dann genauso gemacht. »No, da dank ich dr schien, Jingla!«, hat er immer gesagt. Einmal haben wir zu seinem Geburtstag für einen neuen Radioapparat gesammelt, der hieß bei ihm der »Prillkoasta«, und weil er auf einem Ohr schwerhörig war, hat der Brüllkasten im Pfortnerkabuff seinem Namen alle Ehre gemacht. Und »krewatschlich« hat er immer gesagt. »Krewatschlich« war das Wort für alles, was ihm irgendwie komisch vorkam. »'S is e krewatschlichs Wattr heete!«, hat er oft gesagt, wenn das Wetter sich nicht entscheiden konnte, wenn die Sonne von einer Wolkenschicht ausgesperrt war, die einfach nicht abregnen wollte, oder wenn es absolut untypisch war für die Jahreszeit.

Irgendwann mal hab ich den Hofbeck gefragt, ob er über den Josef Bescheid weiß. Natürlich hat er Bescheid gewusst, aber es hat bis zum nächsten Saufabend gedauert, bis er mir was erzählt hat. Ob er im Osten an der Front gewesen ist, der Josef, hab ich ihn gefragt, und er hat gemeint, im Osten schon, aber nicht an der Front, und wer weiß, vielleicht wär's ihm an der Front besser ergangen als in seiner Heimat. »Der Josef«, hat mir der Hofbeck erzählt, »ist einmal Bürgermeister gewesen in einem kleinen Dorf in Mähren und hat einen der größten Höfe gehabt. Bis im Juni 1945 ein Trupp tschechischer Partisanen im Morgengrauen bei

ihm aufgekreuzt ist, mit der MP im Anschlag. Sie haben sein Haus auf den Kopf gestellt und nach Waffen und Munition gesucht, aber nichts gefunden. Daraufhin haben sie ihn nach draußen geführt, wo er sein eigenes Grab ausheben sollte. Während er gegraben hat, haben sie geschossen, immer knapp an ihm vorbei. Dann hat er es wieder zuschaukeln müssen und immer wieder auf Befehl ›Heil Hitler!‹ rufen. Für jedes ›Heil Hitler!‹ haben sie auf ihn eingedroschen. Dabei ist der Josef weiß Gott kein Nazi gewesen. Aber diese durchgedrehten Partisanen haben sich im Siegesrausch auf alles gestürzt, was deutsch war, egal, ob SPDler oder Nazisympathisant.

Wie er schon halb tot war von den Prügelein, haben sie ihn ins Gefängnis geschleift. Zu essen gab's Wassersuppe und Kartoffelschalen, und täglich haben sie mit Stöcken und Gummiknüppeln auf die Leute eingeschlagen. Was da sonst noch stattgefunden hat, war wohl auch nicht grad von schlechten Eltern. Zigarettenasche vom Fußboden auflecken muss noch das Angenehmste gewesen sein. Und was die Tschechen mit seiner Frau und seinen zwei Töchtern gemacht haben, kannst du dir selber denken. Später ist er in ein Arbeitslager gekommen. Im Sommer 46 haben sie ihn dann entlassen. Einäugig, auf einem Ohr so gut wie taub und auf dem rechten Bein lahm. Als er draußen war, hat er erfahren, dass seine Frau das tschechische Lager nicht überlebt hat. Seine Töchter hat er zwar noch. Aber die eine lebt in Wiesbaden, die andere in New Jersey, und so hat er sie eigentlich nicht mehr. Harte Kiste«, hat der Hofbeck an dem Abend in der *Wacht* noch gesagt, »aber solche wie der Josef sind kein Einzelfall. Den Flüchtlingen ging es nicht anders als uns. Und wie heißt es so schön: Was uns nicht umbringt, macht uns nur härter.«

Kein Einzelfall. Für mich ist der Pfortner-Josef sehr wohl ein Einzelfall gewesen. Außer ihm hab ich keinen aus dem Osten gekannt. Aber von wegen, was uns nicht umbringt, macht uns nur härter. Hat ihn das härter gemacht? Der Josef, der war eine Seele von Mensch, zu jedem freundlich und immer die Ruhe selbst. »Am

besta ies, die Kerche bleit eim Darfe!« Das war so ein Spruch von ihm, wenn sich jemand aufgeregt hat. Dass der Josef – ah, jetzt hab ich's: Moser hat er geheißten, Josef Moser –, dass der Josef ab und zu so einen abwesenden Eindruck gemacht hat, ist mir erst nach dem Gespräch mit dem Hofbeck richtig aufgefallen. Es konnte passieren, dass man am Josef vorbeigegangen ist, ohne dass er reagiert hat, obwohl man gedacht hat, er sieht einen direkt an mit seinem wasserblauen rechten Auge. Aber in Wirklichkeit hat er nirgendwohin geschaut, sondern war mit irgendetwas in Gedanken beschäftigt. Oder er hat ganz weit in die Ferne gesehen, durch die Zeiten hindurch in eine Vergangenheit, in der er glücklicher war als heute. »Wenn iech bei Noacht schloof, will iech doch wengst bei Toache mei Ruhe hoan!« An den Spruch kann ich mich auch noch erinnern. So ein Deutsch, wie er gesprochen hat, hab ich seitdem nicht mehr gehört. Wenn ich heute so an den Josef denk ... vielleicht gab's ihn nur noch nach außen, als eine Art Hülle, und inwendig war er seit dem Kriegsende unheilbar zerbrochen.

Früher hab ich so etwas nicht gedacht. Als Kind schon gleich gar nicht. Da hatte ich schon mal mit Leuten aus dem Osten zu tun. Als ich wieder nach Fürth zurückgekommen bin, mit zehn Jahren, da war unser Esszimmer von einem älteren Ehepaar belegt. Aus Schlesien. Oder Pommern. Fürth war ja vergleichsweise intakt geblieben, und deswegen sind sich da alle gegenseitig auf die Füße getreten. Tausende von ausgebombten Nürnbergern. Kriegsheimkehrer, Amisoldaten. Und eben die Flüchtlinge. Wie hießen unsere gleich wieder? Weiß nicht mehr. Irgendwas mit »-ski«. Der Mann hat immer so asthmatisch geröchelt, daran erinner ich mich noch. Ich hab nie danach gefragt, was die für eine Geschichte hinter sich hatten. Interessiert einen als Kind ja auch nicht.

Hat zu der Zeit kaum jemanden interessiert. Jeder hatte mit seinem eigenen Leben genug zu tun. Jeder hatte seine eigene grausame Vergangenheit hinter sich. Bombennächte, ausgebrannte Wohnungen, verschüttete Verwandte, gefallene Väter und Söhne. Da hat man sich über die aus dem Osten keine großen Gedanken gemacht.

Die wurden mehr oder weniger alle in einen Topf geschmissen, da wurde nicht lange sortiert. Viele waren Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. Viele waren aber auch Fremdarbeiter.

Von wegen Fremdarbeiter, das klingt so nett, so ähnlich wie Gastarbeiter. Es waren aber keine Gastarbeiter, es waren Zwangsverschleppte, ehemalige Zwangsarbeiter, die nun nicht mehr zurückkonnten oder -wollten, nach Estland oder Jugoslawien oder wo auch immer die herkamen. *DPs* haben die Amis die genannt, *displaced persons*. Für uns waren das aber immer nur die *Hottentotten*. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass sich viele Nürnberger aufgeregt haben, als die Stadt den *Hottentotten* im Valka-Lager Steinbaracken gebaut hat. *Die alten Holzbaracken waren doch gut genug für die!* Nein, mit denen wollte keiner was zu schaffen haben. Genauso wenig wie mit den Vertriebenen.

Um die hat sich doch die Politik schon gekümmert. Denen hat man schöne neue Wohnungen in Siedlungen am Stadtrand gebaut. Über das Lastenausgleichsgesetz haben die genug Mittel bekommen, um sich eine neue Existenz aufzubauen. So ging das damals. Da ist einiges schiefgelaufen, einiges durcheinandergeworfen worden. Das hab ich aber auch erst kapiert, als ich erfahren hab, dass selbst der Josef einige Zeit im Valka-Lager gewohnt hat, obwohl er kein ehemaliger Zwangsarbeiter gewesen ist, sondern ein Vertriebener. Einmal hat er mich gefragt, ob ich wüsste, was »Liebe« auf Tschechisch heißt. Das ist echt Josef gewesen. Entweder er hat in der Zeitung gelesen, oder er hat ein paar Schritte auf und ab gemacht und dabei vor sich hin sinniert. »Spekulieren« hieß das bei ihm, wenn er nachgedacht hat. Und wenn einer vorbeikam, hat der Josef manchmal seinen *Prillkoasta* leiser gedreht und völlig unvermittelt eine Frage gestellt.

»No, Jingla, weeßte ock, wie dr Tschech für ›Liebe‹ sagt?«, hat er mich einmal gefragt, da bin ich noch nicht lang dabei gewesen. Ich hab es natürlich nicht gewusst. »*Láska*, die Liebe heeßt *láska*. Und dr Krieg heeßt beim Tschechen *válka*, Jingla. *Válka*, der Krieg, und *láska*, die Liebe.« Ich wusste gar nicht, was er mir damit sagen

wollte. Wahrscheinlich hatte er da gerade was vom Valka-Lager gelesen. Das hat im Lokalteil ständig für Meldungen gesorgt. Die Schwarzarbeiter auf den unzähligen Baustellen haben sich im Prinzip überwiegend aus dem Valka-Lager rekrutiert. Haben ihre Versorgung kassiert und obendrein auf dem Bau gutes Geld verdient.

Aber das waren kleine Fische gegen manche wirkliche Ganoven, die aus dem Osten kamen. Die hatten dann auch mit dem Valka-Lager nichts zu tun. Ein gewisser Vondraczek ist mal aufgefliegen, der sich hier als »von Draczek« hatte eintragen lassen und sich damit im Handumdrehen in einen schlesischen Adeligen verwandelt hatte, von den Kommunisten enteignet. Auf die Tour hatte der sich eine unerhörte Summe ergaunert. So was hat natürlich noch die Abneigung geschürt. Es gab Leute, die haben dieses ganze *Pack aus dem Osten* regelrecht gehasst. Man hat sie nicht wie Landsleute behandelt, sondern genauso wie die ehemaligen Zwangsarbeiter. Man wollte sie nicht mehr sehen.

Die Vertriebenen lebten in ihren Ghettos und hatten dankbar zu sein für ihre nagelneuen Wohnungen und Häuser. Mit was für Erinnerungen die dort fertigwerden mussten, was für schauerliche Geschichten die auf der Flucht erlebt hatten, darum hat man sich erst Jahrzehnte später gekümmert, viel zu spät.

Von solchen Sachen könnte ich morgen dieser Psychostudentin eine Menge erzählen. Die haben ja heutzutage keine Ahnung mehr, was seinerzeit für Leute auf den Straßen rumgelaufen sind. Bevor ich mich mit dem Hofbeck über unseren Josef unterhalten hatte, hatte ich ja selber viel zu wenig Ahnung. Was für ein Schmerz allein der Heimatverlust gewesen sein muss, hat keiner begriffen und begreift heute erst recht keiner mehr. Heute sind sie ja sowieso alle dauernd unterwegs, studieren zwei Semester in Berlin, zwei Semester in Paris oder Barcelona, ständig auf Achse wie die Zigeuner. Aber so einer wie der Josef, der hat auf dem Grund und Boden gelebt, in dem seine Familie seit Jahrhunderten verwurzelt gewesen ist, und er hat *von* seinem Boden gelebt. Die Generation heute lebt von Tiefkühlmenüs im Supermarkt. Wahr-

scheinlich hat dieses Mädel nicht einmal mehr eine Ahnung vom Kochen.

Na gut. Ich hab zugesagt. Also weiter durch den Ordner. Christine hat ihn wirklich sorgfältig angelegt. Jedes Jahr durch ein Registerblatt vom anderen getrennt, und am Schluss noch »Sonstiges«. Aber der Reihe nach. Die nächste Artikelserie ist von 62. Kann das sein, dass über zwei Jahre lang Ruhe war mit dem Mittagsmörder? Oder fehlt da was? *Ochenbruck: Tödliche Schüsse in Sparkasse*. Vom 11. September 1962. Die Täterbeschreibung ist ganz ähnlich. Sogar eine Wildlederjacke wird erwähnt. Aber keine blonden Haare, sondern dunkle. Was steht da? Die Polizei erkennt Parallelen zum noch heute ungeklärten Überfall auf die Sparkasse Leinburg im Juni des vorigen Jahres? Merkwürdig, aber der Artikel zu Leinburg fehlt. Ich weiß noch, da war kurz die Südstadt im Visier. Da hat nämlich jemand am selben Tag gleich bei der Brettschneider ums Eck, in der Allersberger Straße, einen zerknüllten Hundertmarkschein auf der Straße gefunden. An der Straßenbahnhaltestelle Widhalmstraße, bloß ein paar Meter vom Waffengeschäft Hochholzer entfernt. Und in Leinburg sind auch zwei Geldscheine auf der Straße gelegen, die der Täter auf der Flucht verloren hat.

Ausgerechnet der Hochholzer. Den haben die sowieso auf dem Kieker gehabt, weil sie ihn mal nachts im Bahnhof bei einer krummen Tour erwischt haben. Schwarzhandel, eine Waffengeschichte. Zu der Zeit kannte ich ihn noch nicht persönlich, den Martin, aber das hat sich bald geändert.

Immerhin war aber klar, dass der Täter aus Nürnberg stammen musste. Das muss man sich einmal überlegen: In Leinburg wurden zwei Geldscheine auf der Straße gefunden, in Nürnberg noch mal einer, und schon hatte man eine Spur von der Sparkasse in Leinburg in die Nürnberger Südstadt. So ein Schwachsinn! Man hat sich wirklich an jeden noch so brüchigen Strohalm geklammert. Drei verlorene Hundertmarkscheine. Das ist aber auch schon alles gewesen, was man in der Hand hatte.

Es geht immer nur um den Prozess, an dessen Ende die Wahrheit steht.
Landgerichtsdirektor Dr. K.

Dieser Roman beruht zwar auf Fakten, doch ist auch reichlich Fiktion mit eingeflossen. Für beides, Fakten wie Fiktion, waren intensive Recherchen nötig. Für wichtige Auskünfte und Recherchehilfen bedanken wir uns herzlich bei Christel Bronnenmeyer, Günther Füssl, Uwe Gardein, Ursula Tannert und Bernd Zachow, verbunden mit dem Hinweis, dass etwaige Fehler allein zu unseren Lasten gehen.

Wertvolle Anregungen fanden wir zudem in diversen Ausgaben der *Nürnberger Nachrichten*, *Nürnberger Zeitung*, *Abendzeitung/8-Uhr-Blatt*, *Bildzeitung*, *Neuen Illustrierten* und des *SPIEGEL* von den 1950er-Jahren bis heute sowie in folgenden Werken:

- d'Addario, Ray: *Nürnberg damals – heute*, Nürnberg 1997.
- Arendt, Hannah: *Zur Zeit. Politische Essays*, München 1989.
- Arendt, Hannah: *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*, München 1986.
- Aufsberg, Lala: *Nürnberger Bilder 1927–1961*, Nürnberg 1998.
- Bock, Dr. Friedrich: *Nürnberg. Von der Stadt der Reichstage zur Stadt der Reichsparteitage*, Stuttgart 1938.
- Bode, Sabine: *Die vergessene Generation*, München 2011.
- Bruckner, Dietmar: *Was war los in Nürnberg 1950–2000*, Erfurt 2002.
- Burgdorff, Stephan/Habbe, Christian (Hg.): *Als Feuer vom Himmel fiel. Der Bombenkrieg in Deutschland*, München/Hamburg 2003.
- Eichhorn, Ernst/Schramm, Georg Wolfgang/Görl, Peter: *3 x Nürnberg. Eine Bilderfolge aus unserem Jahrhundert*, Nürnberg 1988.
- Falkenberg, Karin: *Alltag in Nürnberg 1914–1970*, Erfurt 1999.
- Falkplan Nürnberg/Fürth, Hamburg 1966.
- Fein, Egon: *Nürnberg in den 50ern. Die Stadt in stürmischen Aufbaujahren der Nachkriegszeit. Geschichte, Geschichten, Anekdoten*, Nürnberg 1995.
- Friedrich, Jörg: *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945*, München 2002.

- Geiger, Rudolf u. a.: *Tausendjähriges Hersbruck*, Hersbruck 1976.
- Geschichte Für Alle e. V. (Hg.): *Gostenhof. Geschichte eines Stadtteils*, Nürnberg 2005.
- Horn, Erna: *Für liebe Gäste und häusliche Feste*, München 1951.
- Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): *Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945–1948*, Bonn 1989.
- Mittenhuber, Martina/Schmidt, Alexander/Windsheimer, Bernd: *Der Nürnberger Weg 1945–1995. Eine Stadtgeschichte in Bildern und Texten*, Nürnberg 1995.
- Nadler, Fritz: *Ich sah wie Nürnberg unterging*, Nürnberg 1959.
- Ich war die Freundin des Mittagsmörders*, in: *Neue Illustrierte*, Ausgabe Nr. 45, 20. Jg., Köln 1965.
- Ohm, Barbara: *Fürth. Geschichte der Stadt*, Fürth 2007.
- Pfeiffer, Eckhardt: *Das Kriegsende 1945 in Hersbruck. Erinnerungen*, online auf der Webseite des Bürgernetzvereins Nürnberger Land e. V.
- Schmid, Eva M. J.: *Unsere Wohnung. Einrichten und Gestalten*, Gütersloh 1960.
- Schuler, Josef Egon (Hg.): *Mein eigenes Reich*, Stuttgart 1968.
- Schwan, Heribert/Steininger, Rolf: *Besiegt, besetzt, geteilt*, Oldenburg 1979.
- Syrigos, Rolf (Hg.): *Nürnberger Erinnerungen 6*, Nürnberg 1995.
- Thorwald, Jürgen: *Die Stunde der Detektive*, Bd. II: *Spuren im Staub*, München 1969.
- Tucholsky, Kurt: *Wie benehme ich mich als Mörder?, Der sympathische Mörder, Ich bin ein Mörder*. In: *Gesammelte Werke*, Bd. 6, Hamburg 1960.



**Mittags beim Glockenläuten schlug er zu.
Unerkannt. Immer wieder.**

Deutschland in den frühen Sechzigern:
Der »Mittagsmörder« sorgt für Schlagzeilen,
hält das ganze Land in Atem. Erst nach Jahren
wird der der wohl bekannteste Serientäter
dieser Zeit gefasst und in einem nerven-
aufreibenden Prozess schuldig gesprochen.

Während der Journalist Peter Hirschmann
auf die Anfrage einer Psychologiestudentin
hin die vergrabenen und vergessenen
Geschichten wieder ans Licht holt, fügen sich
diese zu einem sensibel gezeichneten Bild
der Nachkriegsgesellschaft mit all ihren
Wertungen und Widersprüchen ...

www.arsvivendi.com

